

Coming out und going public

Autor(en): **Schnurrenberger, Regula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die : Lesbenzeitschrift**

Band (Jahr): **- (1997)**

Heft 5

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-631395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

coming out und going public

coming out-Erfahrungen mit Schule und Elternhaus im Teenageralter oder kurz danach habe ich nicht, wohl aber solche politischer Art, heute *going public* genannt.

Als ich 1976 realisierte – gefühlsmässig und gedanklich –, dass mein Platz nicht nur in der FBB (Frauenbefreiungsbewegung), sondern noch viel mehr in der HFG (Homosexuelle Frauengruppe) ist, war ich bereits dreiundzwanzigjährig und wohnte in Zürich in einer grossen Wohngemeinschaft. Die Eltern sah ich damals fast nie.

Mein Zuhause war das Frauenzentrum an der Laverstrasse, die FBB und das persönliche Beziehungsnetz, das sich daraus ergab. Durch intensive Auseinandersetzung mit anderen Frauen und den Themen, die uns am meisten beschäftigten, wie Körperlichkeit, Sexualität, patriarchale Beziehungs- und Denkmuster, Um- und Aufwertung weiblicher Existenz (Stichwort «zweites bzw. anderes Geschlecht»), Gewalt und gesellschaftliche Strukturen hatte ich einen Teil meiner Probleme, mit denen ich in die FBB gekommen war, lösen können.

Selbsterfahrung war die Voraussetzung für die angestrebte Verbindung zwischen politischer Theorie und Praxis. Obwohl wir damals meinten, alle Untiefen ausgelotet zu haben, und Repressionsfreiheit das Ziel war, schufen wir auch neue Zwänge, selbst in der eher anarchistisch orientierten, später «dritte Tendenz» genannten Richtung innerhalb der FBB.

Mit grosser Hartnäckigkeit im Bemühen, Frauen, Weibliches – und was alles dazu gehörte – aus dem Bereich des Verzerrens, Verschweigens, Verdeckens und Missachtens herauszuholen, waren wir schier unermüdlich in allen Bereichen am Werk. Heute ist vielleicht nicht mehr nachzuvollziehen, was für eine befreiende Energie daraus resultierte, sich selbst und die eigene Unterdrückung – gegen alle herrschenden Widerstände – zum Thema zu machen. Das führte weitherum zu Krächen – gruppen- und parteiintern ebenso wie am gemeinsamen WG-Tisch. Und mitten in diese Aufbruchstimmung hinein platzte eines Tages die Möglichkeit, lesbisch zu sein. Nicht, dass ich mich verliebt hätte – wenn schon, dann war ich in die FBB und den politischen Kampf verliebt. Aber plötzlich war ich voller Panik und zutiefst verstört. Ein Schleier war weg, eine neue Möglichkeit da, und ich musste mir eingestehen: Ich bin vielleicht lesbisch.

Ich verstand mich damals als aktives Mitglied der Schwangerschaftsabbruchgruppe der FBB. Eigene Erfahrungen hatte ich aber nur insofern, als ich die Nervosität bei einer verspäteten Mens kannte und die herrschende Doppelmoral skandalös fand. Die Gruppe hatte

bereits viel gearbeitet und war bei meinem Eintritt gerade dabei, für die *Fraue-Zitig* der FBB das Thema Sexualität anzugehen. «Sexualität», damit war üblicherweise Heterosexualität gemeint, was in diesem Fall nicht anders war. Es gab aber die Sparte «Frauenfreundschaften», für die ich meinen damals ersten Artikel schrieb – aus späterer Sicht eine wenig reflektierte Sache. Nach dem Erscheinen der Zeitung wurden alle Verfasserinnen der Texte zum Thema Frauenbeziehungen von der HFG zu einem Gespräch eingeladen. Es waren alles Frauen, die sich nicht als lesbisch verstanden, sich aber über ihre Beziehungen zu Frauen Gedanken machten. An jenem Abend wurde mir schlagartig bewusst, dass ich lesbisch sein könnte, aber es bis anhin nicht gemerkt hatte. Frauenzentriert war ich schon lange, deshalb auch der Artikel über Frauenfreundschaften für die *Fraue-Zitig*, aber in all den Widersprüchen einer sexistischen und homophoben Gesellschaft befangen, hatte mir das eher Kummer beschert als Freude, ohne dass ich begriffen hätte, woran das – zumindest teilweise – lag.

Jener Zeit der sozialen Bewegungen mit ihren überaus wortreichen politischen Analysen ist eine grosse Differenziertheit eigen, weil jedes neue politische Thema gegen den erbitterten Widerstand der offiziellen «politischen ThemenhalterInnen» sorgfältig vorbereitet werden musste. So auch das Thema Lesbischsein in einer heterosexistischen Ordnung. Nicht aus lesbischer Sicht wurde damals alles Glück der Erde ins Lesbischsein hineinprojiziert. Im Gegenteil: Diese Erwartungen überschwenglicher Feministinnen wurden von kritischen Lesben als «feministisches Lesbenidyll» bezeichnet und zerpflückt. Gleichzeitig stellten die in der HFG organisierten Lesben aber ein Defizit an verbindender Gemeinsamkeit unter Lesben fest und versuchten, dem entgegenzuwirken, indem sie sich als feministisch erklärten und gegen aussen offensiv polemisch behaupteten, «Alle Frauen sind lesbisch» und ähnliches ...

Ich habe in jener Zeit nicht nur mir, sondern auch vielen anderen Frauen die Haare geschnitten, ganz kurz.

coming out bedeutete damals für mich immer auch *going public*. Das hiess, das Lesbentheater der HFG nicht nur im schützenden Rahmen der FBB-Sexwoche, sondern auch ausserhalb aufzuführen. Das Videoband «... aber normal ist es ja gerade nicht!» nicht nur an den schwul-lesbischen Filmtagen in Genf, sondern auch zum Beispiel in Solothurn zu zeigen. Vorträge nicht nur im Frauenzentrum, sondern auch an Boldern-Tagungen zu halten und als «Aussendozentin für Homosexualität» an Schulen

Red und Antwort zu stehen. Einmal übertrieb ich insofern, als ich – gestärkt aus der Bewegung – an der Sprachschule, die ich damals besuchte, als Prüfungsthema in Rhetorik angab, die Einträge unter dem Stichwort «Lesben», «Homosexualität» usw. untersuchen und kritisieren zu wollen. Angesichts der zwei älteren Herren, die zur Benotung anwesend waren, verschlug es mir dann aber die Sprache. (Wie ich dennoch auf die Note vier kam, ist mir bis heute ein Rätsel ...)

Der Schritt, der mir damals am meisten zu überlegen gab, war die Tatsache, dass für die Abgabe der Unterschriften, die von HAZ (Homosexuelle Arbeitsgruppen Zürich), SOH (damals noch: Schweizerische Organisation der Homophilen) und HFG 1978 zur Abschaffung des Schwulenregisters der Stadtpolizei Zürich gesammelt worden waren, in der Hauptwache Urania die Personalien abgegeben werden mussten.

Erst 1993, anlässlich der Herausgabe des Buches «Lesben und Coming Out», als ich, wie ich fand, über Gebühr an einem *coming out*-Bericht herumknorzte, kam ich darauf, dass die Erinnerung an die zerstörten Hoffnungen auf grundsätzliche Veränderungen, an den damaligen politischen Aktivismus und an die unzähligen damit verbundenen *coming out*-Erfahrungen, mich schmerzte. Dass ich all die Verletzungen, entstanden aus eigener Unfähigkeit, aber auch aus der Ablehnung der Ansprüche einer lesbisch-feministischen Praxis durch eine notorisch heterozentrische Gesellschaft, zwar weggesteckt, aber nicht verarbeitet hatte. Das versuchte ich dann nachzuholen, werde aber immer noch manchmal plötzlich davon überwältigt, obwohl ich mich intensiv mit den siebziger Jahren beschäftigte und die gewonnenen Erkenntnisse in einer Ausstellung, in Artikeln und Vorträgen sammelte.

Was mir heute immer wieder begegnet, ist die Ignoranz gegenüber dieser Aufbruchszeit, mehr noch gegenüber jeglicher vertiefter Auseinandersetzung mit der Vergangenheit – und damit auch der Gegenwart. Bevor eineR wissen will, wie es für andere ist, wird alles, was nicht als das Eigene wahrgenommen werden kann, als uninteressant verworfen. Oder dann ohne jede Distanz vereinnahmt, was auf dasselbe hinausläuft. Auf die sozialen Bewegungen der sechziger und siebziger Jahre bezogen, bedeutet das, dass das befreiende Potential jener Aufbrüche völlig ignoriert wird zugunsten einer Vorstellung von moralischer Enge und doktrinärer Spiessigkeit. Etwa das, was denen, die darauf bestehen, damals wesentliche Erkenntnisse gewonnen zu haben und immer noch danach handeln, heute unter dem abschätzig verwendeten Namen *political correctness* um die Ohren geschlagen wird und u. a. auch jeglichen Feminismus der Lächerlichkeit preisgibt. So scheint es heute fast leichter, sich als Lesbe denn als Feministin zu bezeichnen, gilt doch das eine als blosser

Lifestyle-Deklaration, und immer noch als ein bisschen chic, das andere hingegen als politische Verböhrtheit sondergleichen. Damit sind Feminismus und Lesbischsein wieder zweierlei, was auch richtig ist; aber der zwangsweisen Verbindung der beiden – Stichwort «Feminismus ist die Theorie, Lesbianismus die Praxis» –, wie sie zeitweise aus der Lesbenbewegung erfolgte, braucht ja jetzt nicht die zwangsweise Trennung hinterhergeschickt zu werden. Eine Lesbe kann Feministin sein, muss aber nicht. Genauso wie sie sich nicht zwangsläufig gegen Homophobie und Heterozentrismus wenden muss. Das alles ist eine Frage der Politisierung. Persönliche Befindlichkeit und gesellschaftliche Strukturen müssen sich nicht entsprechen. Dass sich Diskriminierung aber, wenn eineR sie nicht zur Kenntnis nimmt, deshalb automatisch in nichts auflöst, ist nicht zu erwarten.

Aller gesellschaftlicher Aufgeklärtheit zum Trotz ist das *coming out* auch 1997 noch etwas, «was keine je ganz hinter sich hat», wie es in einem Inserat für das Buch «Lesben und Coming Out» 1993 heisst. Leicht fällt es mir dort, wo ich gefühlsmässig nicht gebunden bin. Sobald mir an Orten und Personen etwas liegt, stellt sich die alte Angst vor dem Verstossenwerden wieder ein. Bestraft zu werden für etwas, was das Problem anderer ist, nicht meines. Und dadurch erst wird es möglicherweise auch mir zum Problem. Das haben Lesben und Schwule – trotz aller Differenzen – mit anderen Ausgegrenzten gemeinsam. Gegen das Ausgrenzen zu arbeiten – mein eigenes und das von anderen –, darin sehe ich den eigentlichen Sinn politischer Arbeit, gestern wie heute. Heute liegt die Betonung aber stärker auf dem Aspekt, *wofür* statt *wogegen* ich mich einsetzen will. Dass ich dadurch weniger aggressiv bin, ist eine Nebenerscheinung, die sich zum Beispiel im Umgang mit meinen Eltern angenehm ausgewirkt hat. Meine Lebensgefährtin ist ein gerngesehener Gast; und letztthin, bei einem Abschied, sagte der Vater (oder war's die Mutter?) «unsere Töchter»; als wäre nichts dabei.

Regula Schnurrenberger

